

Von Bütteln und Gangstern

Von Bütteln und Gangstern

VON JOSEF JOFFE

Immer wuchtiger drängen Konflikte per Mattscheibe in unsere Hirne, die früher von den großen Mächten kaum wahrgenommen wurden: Bosnien, Somalia, Ruanda, Haiti - eine Kette, welche die Zukunft noch beliebig verlängern wird. Unmöglich ist es, vor den Grausamkeiten und Gemetzeln die Augen zu verschließen. Aber in anderer Hinsicht bietet diese Liste auch eine Dosis Trost. Wir müssen sie nur mit den schicksalsträchtigen Krisen und Kriegen nach 1945 vergleichen, um die historische Zäsur zu begreifen, die das Revolutionsjahr 1989 in den Lauf der Weltpolitik gefräst hat.

Blicken wir zurück auf den Vierzigjährigen, den Kalten Krieg. Schon 1948, zum Auftakt der Berlin-Blockade, begann sich das Gespenst des Dritten Weltkriegs zu reckeln, desgleichen 13 Jahre später, als amerikanische und sowjetische Panzer einander an der Berliner Mauer ins Visier nahmen. Denken wir an die Cuba-Krise, als Moskau in der fernen Karibik ein Duell mit atomar geladenen Pistolen anzettelte. Oder an Korea, wo die USA nach dem Eintritt der Chinesen mit dem Einsatz der Bombe spekulierten. Und an die vielen post-kolonialen Kriege mit Hunderttausenden von Toten, an denen die Großen direkt oder indirekt beteiligt waren: Vietnam, Angola, Äthiopien, Afghanistan. Schließlich an die scheinbar regional begrenzten Kriege in Nahost, wo den im Hintergrund lauenden Supermächten stets die Kontrolle zu entgleiten drohte.

Der Vergleich ist die message: Unter diesem Aspekt betrachtet leben wir heute in einer weitaus sichereren Welt als je zuvor - jedenfalls wir, die wir nicht die Machete eines Hutus in Ruanda oder eine heimtückische Granate auf dem Marktplatz in Sarajevo fürchten müssen. Wer heute - mit Ausnahme des Golfkrieges, wo es um klassische nationale Belange ging - in einem Konflikt seinen Kopf hinhält, tut dies im Namen des humanitären Engagements. Nur ist das ebenso löblich wie gefährlich - eben weil hinter dem moralischen Impuls kein handfestes Interesse steht, das im schnöden Kalkül der Nationen die Kosten und die Opfer rechtfertigt.

Natürlich sind immer auch irgendwelche Interessen im Spiel, aber wenn sie im Nachhinein gewogen werden, erweisen sie sich immer als zu leicht. Als die Bundeswehr unter humanitärer Flagge in Somalia einmarschierte, wollten die Bonner zuvörderst beweisen, daß die Bundesrepublik - trotz eines selbstgeschmiedeten Verfassungsklotzes am Bein - international handlungsfähig sei. Die Franzosen in Ruanda? Auch ihnen ging es mehr ums Hinter- als ums Vordergründige: um Frankreichs Stellung in Schwarzafrika, um die 'Frankophonie', um diskrete Hilfe für die 'richtige' Seite im Bürgerkrieg.

Innen- schlägt Außenpolitik

Und Clinton? Er hat die Haiti-Invasion mit dem edelsten aller Motive gerechtfertigt: dem selbstlosen Kampf gegen ein Gangster-Regime, unter dem 'Kinder hingerichtet, Frauen vergewaltigt und Priester ermordet

werden'. Das ist ein Teil der Wahrheit, den niemand geringschätzen soll, aber eben nur ein Teil davon. Wirklich getrieben wurde der Präsident von zwei anderen, heftigeren Kräften. Die eine drang aus der Innenpolitik ins Weiße Haus vor: ein Bündnis zwischen dem Black Caucus, den schwarzen Mitgliedern im Kongreß, und all jenen Gruppen im links-liberalen Spektrum, die sich sonst pazifistisch und anti-interventionistisch gebärden. Die andere Kraft schwamm sozusagen auf dem Meer heran: Tausende von Haitianern, die im Gelobten Land Zuflucht und Zukunft suchten, aber dabei auf eine wie wohl multi- ethnische Gesellschaft stießen, die inzwischen kaum anders reagiert als die deutsche, französische oder italienische: mit Widerwillen und Abwehr. Hier eine lautstarke, gut organisierte Minderheit - da ein Wahlvolk, das zu drei Fünfteln gegen eine Invasion votierte: Das ist die schlimmste aller Welten - typisch für alle westlichen Gesellschaften - für jene, die entscheiden müssen. Hier beginnt auch immer der Tragödie erster Akt - unter dem Titel 'Moralgebot und Wankelmut'. Weil er die militärische Option nicht wagen wollte, hat Clinton zwei Jahre lang taktiert und getändelt, sich als Lösung just auf das Mittel - das verschärfte Embargo - verlassen, das ihn erst richtig in Zugzwang bringen sollte. Statt die Machthaber zu stürzen (das bewirken Sanktionen nie), hat das Embargo die Pein des haitianischen Volkes vervielfacht - und so die Flüchtlinge zu Zehntausenden gen Amerika getrieben. Merke: Sanktionen treffen immer die Schwachen und schlagen häufig genug auf den Urheber zurück.

Ohne Kiel und Kompaß

Und jetzt? Da Clinton auch in besten Zeiten ein Schiff ohne Kiel und Kompaß ist, hat er die Gangster von Port-au-Prince in letzter Minute mit dem Besuch eines Ex-Präsidenten geehrt. Wer Jimmy Carter schickt, einen freischaffenden Vermittlungs-artisten, der zeigt, daß er es immer noch nicht ernst meint. Denn Makler überbringen keine seidene Kordel. Sie stehen immer zwischen den Lagern, und ihre Rechnung geht erst auf, wenn sie beiden Seiten rechtgegeben haben. Das hat Carter auch getan, indem er den Insel- Mafiosi anvertraute, daß er sich 'wegen der amerikanischen Politik schämt'. (Auch in Nordkorea durfte sich Carter etwas anmaßen, was absolute Chefsache war.) So begann der Tragödie zweiter Teil.

Denn nun hat sich Clinton mit Cédras ins Bett legen müssen. Der General bleibt, seine Junta auch, und alle 'Kindermörder' und 'Frauenscänder' dürfen sich auf eine Amnestie freuen. Gestern noch Gangster, heute geschätzter Partner - das ist die Bilanz, die 15 000 Elitesoldaten erwirtschaftet haben. Das war schlimmer als ein moralischer Salto; es war ein Fehler. Schon einen Tag später prügelte die derart ermutigte Haiti-Polizei einen Aristide-Anhänger zu Tode. Nun müssen die Amerikaner doch die Büttel-Rolle übernehmen. Merke: Wer A (Eingriff) sagt, sollte lieber gleich B (Machtübernahme) sagen; sonst wird er doch dazu gezwungen.

Doch genau diesen Part wollte Clinton

vermeiden, ebenso wie der Kongreß, der schon am Tag danach mit 353 gegen 45 Stimmen den 'schnellstmöglichen Rückzug' forderte. Was signalisiert derlei den Herren Cédras und Co.? Das gleiche, was zuvor schon General Aidid in Somalia, was seit Jahren die Karadzics und Mladics in Bosnien lernen durften: Sie haben es mit einem neurotischen Büttel - sei's Amerika, sei's die 'Weltgemeinschaft' - zu tun, der, hin- und hergerissen zwischen Pflicht und Interesse, mal knüppelt und mal kriecht.

Das Fazit ist ebenso simpel wie tragisch: Wir können nicht tun, was wir tun müssen - weil wir Demokratien sind, weil wir die Ko-

sten und Opfer nicht erbringen wollen, weil Armeen keine Sozio-Therapeuten sind, weil in uns allen ein 'Jimmy Clinton' steckt. Denn: Wo das Interesse fehlt, setzt sich noch immer der 'heilige Egoismus der Nationen' durch, und irgendwann wird auch das Herz abstumpfen, je häufiger der gute Willen mit der Wirklichkeit kollidiert. Wenn es um die Moral geht, ist es besser, keine Sanktionen aufzutürmen, welche die Menschen aufs Meer treiben, ist es besser, die Not und den Tod rein humanitär zu bekämpfen. Doch Gangster zu bekehren und Demokratie zu stiften, das übersteigt unsere Kraft und unseren Willen. Haiti wird nicht das letzte Lehrbeispiel sein.